

Vom Lesen und Leihen

Autor(en): **Steingrube, Julius**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571851>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

fachen literarischen Interessen Zeugnis bringen. Zeigt „Wahrheit und Sage“ Dorer im Banne der nordischen Volksdichtung, deren Gestaltung seiner brillanten Formgebung nicht immer rein gelingt, so stehen die „Bunten Blätter“ unter den Nachwirkungen spanischer Reiseindrücke, die für Dorers Geschmack und Interessen entscheidend wurden. Nach Empfang des Buches schreibt ihm C. F. Meyer von Rilschberg über den See hinüber: „Ihre ‚Bunten Blätter‘ habe ich dann in der Sonntagsstille durchgefostet und von der durchsichtigen, oft vollendeten Form und dem edeln heitern Gehalte einen äußerst reinen, angenehmen Eindruck empfangen.“

Seine Reise nach Spanien, die ihn an die großen Stätten historischer Ueberlieferung führte und mit Volk und Dichtung in lebendige Berührung brachte, weckte Dorers Interesse für die spanische Literatur. In diesen Erlebnissen wurzelt eine rege Vermittlerätigkeit, die mit der Herausgabe seines „Cancionero“ anhub und von da bis zu seinem Tode fort dauerte. Im „Cancionero“ und in den „Granatblüten“, die jenem folgten, gab Dorer treffliche Uebersetzungen aus älterer und neuerer spanischer Lyrik. Seine bibliographischen Publikationen aber über die „Lope de Vega-Literatur in Deutschland“, über „Cervantes und seine Werke“, die „Beiträge zur Calderon-Literatur“ und die Schrift „Goethe und Calderon“ legten Zeugnis ab von einer eingehenden Beschäftigung mit den bedeutendsten spanischen Dichtern und begründeten eine Rennerenschaft, die sich den Dank fachwissenschaftlicher Forschung errang und deren Anregungen wir mit die besten Uebersetzungen und Ausgaben Calderons in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verdanken.

Solcher Mittlerrolle entsprachen ähnliche Bestrebungen für den Italiener Gozzi und für die finnische Volksdichtung,

ohne daß diese je die Bedeutung seiner spanischen Arbeiten erlangt hätten. Neunundfünfzigjährig ist Dorer, der 1831 im aargauischen Baden zur Welt kam, in Dresden einem Magenleiden erlegen, kurz bevor die literarischen Stürme der neunziger Jahre die letzten Reste der Strömung wegfeigten, der Dorer nach Art und Schaffen angehört: der Romantik.

Ihr entspricht seine internationale Mitterschaft, seine Vorliebe für den romanischen Süden und die Volkspoese. Seiner mehr rezeptiven Natur mangelte eine scharfe Erfassung von Menschen und Dingen, sodaß sich seine literarischen Studien im wesentlichen in sammelnden Vorarbeiten erschöpfen, die neidlos in die Hände anderer übergehen, während seine warme und edle Begeisterung ihren reinsten Ausdruck in den Huldigungen seiner Festgedichte findet. Romantisch ist auch die dekorative Rolle seiner formal schönen Kunst wie die Bevorzugung der Formen der Stanze und des Sonetts, die ihm besonders gelingen. Seine reiche Diktion in den Jamben an die Züridischeufer oder in den Trochäen an die aargauische Vaterstadt möchte man einem Einfluß C. F. Meyers zuschreiben, wenn ihre Entstehung nicht auf eine gemeinsame Schulung an ältern Mustern hinwiese. Die Stanzten seines Calderongedichtes sind denen Goethes im „Epilog zu Schillers Glocke“ nachgebildet, wie denn auch der ursprüngliche Schluß an den des Goetheschen Gedichtes anklingt, was möglicherweise die Veranlassung

zu der spätern Umstellung der Strophen gab. So bietet Dorer dem Literarhistoriker, der es nicht nur mit führenden Geistern zu tun hat, sondern auch der Fortwirkung kultureller Ideen und künstlerischer Formen nachgeht, manches Interesse. Schollenbergers Arbeit, deren umfangreiche Aktenbündel und weitreichende Probleme nicht unerhebliche Mühen bargen, verdient begrüßende Anerkennung. Dr. Mag. Außberger, Klosters.



Edmund Dorer (1831-1890).

Vom Lehen und Leihen.

Zwei Briefe an eine Dame von Julius Steingrube, Baltenswil.

Sehr geehrte Frau!

Es hat Sie befremdet und enttäuscht, daß ich Ihren Aufruf zur Schaffung einer Gemeindebibliothek nicht unterschrieben habe. Und Sie bitten mich nun, Ihnen doch zu sagen, aus welchem Grunde ich an diesem gemeinnützigen Werk nicht mitzuhelfen will. Von Herzen gern will ich Ihre Bitte erfüllen, auch auf die Gefahr hin, dadurch bei Ihnen noch mehr als bisher in den Ruf eines Kulturfeindes und Querkopfes zu kommen.

Sie sprachen in Ihrem Aufruf von dem hohen Kulturwert des Buches. Sie sagten, das gute Buch besitze eine große bildende Kraft und darum sei es nötig, dem Volk und besonders der Jugend gute Bücher zugänglich zu machen, und es sei sittliche Pflicht aller Bücherfreunde, an dieser Bildungsarbeit, jeder nach seinem Können und Vermögen, mitzuhelfen. Damit bin ich einverstanden. Nicht einverstanden dagegen bin ich mit dem Weg, den Sie zur Erreichung dieses Zieles einschlagen wollen.

Sie glauben, die Einrichtung einer Gemeindebibliothek sei das beste Mittel zum Zweck. Ich glaube das nicht. Und warum nicht? Nun zunächst, weil nach meiner Meinung alles, was Sie von der Wirkung des Buches sagten, nur von dem Buch als Eigenbesitz gilt. Das geliehene Buch hat keinen Bildungswert; denn es hat keine bildende Kraft. Oder vielmehr, es hat sie wohl, aber sie kann nicht wirksam werden; denn dazu ist es nötig, daß man mit einem Buche lebe, mit ihm lebe wie mit einem vertrauten Menschen. Und das nicht nur ein paar Tage, nein, Wochen, Monate, Jahre. Dann wird es lebendig; dann kann es uns seine Schätze, seine Seele schenken; dann bekommen wir seine bildende Kraft zu spüren.

Aber noch aus einem andern Grunde zweifle ich an dem Bildungswert des geliehenen Buches. Und aus diesem Grunde besonders ist mir alles Bücherleihen und Verleihen in der Seele zuwider.

Und dieser Grund? Ist meine Ueberzeugung, daß durch ge-

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

liebene Bücher arbeitende Menschen um ihren Lohn betrogen werden. Denn, nicht wahr, ein Buch entsteht doch nicht von selbst. Es ist doch auch ein Stück menschlicher Arbeit, geistiger und körperlicher. Hinter jedem Buch, das auf den Markt kommt, stehen doch arbeitende Menschen. Und diese Menschen tun ihre Arbeit in dem Glauben, damit dem Ganzen zu dienen. In dem Glauben aber auch, daß ihre Arbeit ihnen und den Ihren das Brot bringe, ohne das nun doch einmal kein Mensch, er sei Kopfwirker oder Handwerker, weder leben noch arbeiten kann.

Und haben sie nicht ein Recht zu solchem Glauben? Hat nicht jeder Mensch, der ehrliche Arbeit tut, das Recht, für seine Arbeit den entsprechenden Lohn zu fordern? Zu fordern, daß seine Arbeit ihn mit den Seinen vor Hunger und Not bewahre? Haben es die Menschen, denen wir die köstlichsten Geistes-schätze verdanken, etwa nicht? Ich denke doch; denn es heißt ja immer: Gleiches Recht für alle. Wenigstens steht's auf dem Papier. In Wirklichkeit aber ist es so, daß unsere Schriftsteller und ihre Verleger von Tausenden von Bücherleihern und -verleiher, gebildeten und ungebildeten, ohne irgendwelche Bedenken um den Lohn ihrer Arbeit betrogen werden.

Ich glaube, es gibt in unserer Bildungsgeschichte kein traurigeres und für uns beschämenderes Kapitel als das vom geliehenen Buch und dem, was damit zusammenhängt.

Soll ich Ihnen an Beispielen zeigen, wie es gemacht wird? Nur eins möge hier stehen. Ein bekannter Dichter wurde vor kurzem von einem Leseverein gebeten, aus seinen Werken vorzulesen. Er kam und las, und alle, die ihn hörten, waren entzückt und sangen sein Lob aus voller Brust. Und — jedenfalls um sich dem Dichter dankbar zu erweisen — wurde in der bald darauf folgenden Versammlung von dem Vorsitzenden vorge schlagen und von den Mitgliedern einstimmig angenommen: zwei, sage und schreibe zwei ganze Exemplare von des Dichters neuem Roman für die Vereinsbibliothek zu kaufen. Und so geschah's. Und nun können die werten Vereinsmitglieder, etwa 150 an der Zahl, sich fast unentgeltlich an des Dichters köstlichem Werk erfreuen, während er daheim sich darüber den Kopf zerbricht, warum Dichter überhaupt einen Magen bekommen haben, wenn es doch ihr Schicksal ist, zu hungern. Aber das ist ja seine Sache.

„Wir sind Mitglieder eines literarischen Vereins, bezahlen regelmäßig unsern Beitrag und haben damit das Recht, aus der Vereinsbibliothek soviel Bücher zu lesen als wir mögen und können. . .“ Jawohl, das Recht haben wir. In den Statuten steht's schwarz auf weiß. Vom Recht des Dichters ist darin leider nicht die Rede. Und das nennt sich literarische Bildung? Das nennen wir stolz Kulturarbeit? Nein, solches Treiben nenne ich Barbarei. Und wenn irgend etwas sittliche Pflicht aller Bücherfreunde ist, dann ist es das, hier mitzuhelfen, daß es besser werde. Zu allererst dadurch, daß jeder sich selbst gelobt, kein Buch mehr zu verleihen und vor allem kein geliehenes mehr zu lesen. Das ist meine Meinung zu der Sache. Und nun, verehrte Frau, tun Sie fröhlich, was Sie nicht lassen können, aber verzeihen Sie mir, wenn ich lasse, was ich nicht fröhlich tun kann.

Mit herzlichem Gruß

Ihr alter Querkopf.

Erkenntnis

Wenn du hinter dunkelgeschlossnem Fenster stehst
Und hörst den Brunnen da draußen plaudern,
Für sich allein, ob du kommst, ob du gehst,
Fühlt deine Seele bebendes Schaudern.

Und die Rose am Brunnen ranft und blüht,
Und die Flut im Brunnen ist klar und klingt leise:
Wer für sich selber wächst, redet und glüht,
Gilt als Narr und ist gut und bleibt wahr und wird weise.

Denn du bist arm, und der Brunnen ist reich,
Er spricht von Fülle und Ueberschwellen,
Von Kommen und Wandern und Dauer zugleich,
Von seinen heimlichen heiligsten Quellen.

Max Geilinger, Zürich.

Verehrte Frau!

Sie schreiben in Ihrer Antwort auf meinen letzten Brief: „Eigentlich haben Sie recht mit Ihrer Forderung, keine Bücher mehr zu verleihen und keine geliehenen mehr zu lesen. Aber es ist einfach unmöglich, sie durchzuführen. Denn die wenigsten Menschen sind heute in der Lage, sich Bücher, die sie gern lesen möchten, kaufen zu können.“

Ja, verehrte Frau, das gebe ich zu. Aber nicht, weil ich glaube, daß es ihnen dazu am Gelde fehle, sondern am guten Willen. Oder glauben Sie, daß unter den 150 Mitgliedern des Lesevereins kein einziger Mensch ist, der imstande wäre, vier bis fünf Franken für ein gutes Buch auszugeben, für eine Quelle geistiger Anregung und Erholung, die ihm bleibt für alle Zeit? Ich glaube, bei gutem Willen vermöchten es alle. Doch wenn auch nur 50 oder auch nur 25 Mitglieder das Buch für sich gekauft hätten, wollte ich allen andern, die es des Geldes wegen wirklich nicht können, ihre Leih-sünden gern verzeihen. Solange mir aber Menschen begegnen, bleibe ich dabei: es fehlt den meisten Menschen zum Büchertausen nicht am Geld, sondern am guten Willen. Und an diesem fehlt es ihnen, weil ihnen die Hauptsache fehlt: die literarische Bildung, die Liebe zum Buch, die Freude und der Stolz an seinem Besitz. Und wo diese Grundlage fehlt, ist alle Pflege des Buches verlorene Liebeshmüh. Wollen wir also wirklich wertvolle und lohnende Arbeit tun, Arbeit, die nicht dem einen dient, indem sie dem andern schadet, dann lassen Sie uns anfangen, diese Liebe zum Buch und die Freude und den Stolz an Eigenbesitz in den Menschen zu wecken und zu pflegen. Dann werden sie von selbst aufgehörten Bücher zu leihen und manches Opfer freudig bringen, um ein Buch, das ihnen lieb geworden ist, erwerben zu können. Dann werden zur Ehre des Volkes und zum Heile der Schriftsteller die Leihbibliotheken langsam abnehmen und die Hausbüchereien wachsen.

Um Ihnen nun noch zu zeigen, daß ich nichts Unmögliches verlange, will ich Ihnen hier wiederholen, was ich kürzlich in einem Aufsatz über den Buchhandel in Norwegen las. Da heißt es: „In Norwegen gehört es zum guten Ton, daß jeder Mann, der halbwegs auf Bildung Anspruch macht, eine eigene Bücherei besitzt. Leihbibliotheken gibt es nicht, man empfindet es als unwürdig, Bücher, die man nicht selbst besitzt, zu lesen. Einen sehr erfreulichen Aufschwung hat der Buchhandel in Norwegen genommen, seit durch das Gesetz dem Alkoholgenuß Einhalt geboten ist. Besonders in Arbeiterkreisen ist das Les- und Bildungsbedürfnis seither sehr gewachsen, sodaß diese Kreise heute viele Tausende der besten Bücherkäufer stellen.“

So steht's also damit in Norwegen. Sollte das bei uns nicht auch zu erreichen sein? Lassen Sie es uns versuchen. Zu diesem Versuch reiche ich Ihnen freudig die Hand und grüße Sie herzlich: Auf Wiedersehen.